

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 252.

Donnerstag, 28. Oktober.

1915.

Der Orgel-Änger.

Roman von Edela Rüst.

(Nachdruck verboten.)

Frau Dr. Sehren hatte schon zweimal im Zeitraum von zehn Minuten die Fensterflügel aufgeworfen und die kleine unberingte Hand hinausgehalten und hin und her gedreht — sie zog sie immer wieder beregnet zurück.

Der Himmel holte einen Prospekt nach dem anderen aus der großen Wetterrimmpelkammer vor, aber der neu auftauchende war immer schwarzblauer und bleierner als der versinkende.

So sah „Fünf-Hügelchen“, wie die Stadt im Munde der Spötter hieß, an dem Tage aus, als Sehrens einziger Sohn Herbert aller Examenssangen ledig in seiner Heimat zurückverwartet wurde, um hier als Rechtsanwalt die für ihn bereitstehende Glücksteiter zu erklimmen: der kommende Mann von Fünf-Hügelchen! Frau Malvine gab das Wetterprüfen auf, griff nach Hut und Cape und schlüpfte mit großer Vorsicht die Treppe hinunter vom Sprechzimmer ihres Gatten vorbei, um ebenso geräuschlos die Haustür zu öffnen und zu schließen.

Mit beiden Händen ihre Garderobe raffend, trippelte sie bis auf den nahen Markt, wo die einen sechs Droschen der Stadt standen. Die anderen sechs waren am Bahnhof stationiert. Frau Malvine, die nie einen Schirm benutzte, stieg in die erste, und entstieg ihr wieder kurz darauf auf dem Bahnhof.

Es war die höchste Zeit — gleich darauf nasselte, nah wie ein begossener Pudel, das schwarze Ungeheuer heran, das ihr ihren Sohn brachte.

„Na, Mutterchen, wieder ungehorsam?“ lachte der Erworbene hinter ihr her, der am entgegengesetzten Ende den Zug verlassen hatte, umfing sie und küsste sie dreimal zärtlich auf den Mund.

„Ach Gott Junge, mit dir meint Vater das doch nicht so, wenn er auch sonst weder Empfänge noch Abschiedsszenen liebt!“

„Mit mir gerade — da hasst du dich nur nicht heraus —“ rief Dr. Sehren jr. munter, und sah dann zu, daß sein Gepäck richtig besorgt wurde.

Er muste gleich sehr viel grüßen und handschütteln, und er tat es mit einer selbstbewußten heiteren Anmut, die fast schon das „Geschäft“ im Auge zu haben schien.

Herbert Sehren war eben dreißig geworden — er hatte sich beim Studieren auch genügend Zeit zum Vergnügen gegönnt und — er wäre so sehr viel lieber Musiker geworden. Aber da langte es doch vielleicht nicht ganz für seine ehrgeizigen Pläne. So schloß er obenhin Frieden mit seinem Vater und blieb bei der Juristerei.

Herbert war etwas über mittelgroß, schlank, mit langen, schmalen Händen und Füßen und einem scharf geschnittenen feinen dunklen Kopf. Hätten die brauen Augen nicht so sonnig in die Welt geleuchtet, das Gesicht hätte leicht etwas Hartes, kaltes Gebläht: so rassig rein wie eine Gemme war es gemeinholt.

So tabelllos wie seine ganze Erscheinung war auch sein Gepäck. Er hatte viel von der Mutter, einer Frankfurterin. Es fiel recht auf, als sie jetzt Ann in Ann im

Wagen saßen, wie ein paar hübsche, lustige Kameraden. „Der Alte ist natürlich übelster Laune, was Mutterchen?“

„Über gar nicht! Er freut sich gerade so wie ich, daß er dich nun für immer hier hat; er zeigt es nur nicht so.“

„Nein, er zeigt es nicht!“

„Du kennst doch nun seine Art! Sei recht lieb mit ihm, ja, lieber Junge?“

„Ich habe die besten Vorsätze, Mutterchen, aber wir platschen ja doch aufeinander — — — Ach, Mutterchen, mir graut so vor allem . . .“

„Aber, Junge, Junge, so mußt du dies nicht vornehmen. Du siehst an deinem Vater immer nur die Schattenseiten . . .“

„Wie er an mir!“

„Dein Vater ist ein solcher Prachtmensch, solch ein Prachtwater, Prachtgatte, Prachtarzt und . . .“

„Prachtpedant! Na, wollen sehn, an mir soll's wirklich nicht liegen — ich habe ja nur zu viel Grund mich mit ihm auf zu stellen. Aber, ach Mutterchen, wenn er mich in Berlin gelassen hätte, wie dankbar wäre ich ihm geworden —! Mein Gott, das Leben da, die Kreise, in denen ich im Umsehen hätte Fuß fassen können! Und nun hier dies Fünf-Hügelchen, dies Nest für Maikäfer, nicht für Menschen!“

„Sieh bloß, Herbert — die Sonne kommt vor, es hat wahrhaftig aufgehört zu regnen! Ach, ist das aber schön! Das ist ein gutes Zeichen für deinen Einzug ins Vaterhaus!“

Die Mädchen hatten die Haustür weit aufgerissen und eilten an den Wagenschlag. „Willkommen, Herr Doktor! Wo Sie sind, wird gleich schön Wetter!“

„Das will ich meinen, Minna — guten Tag! Guten Tag, Nelly! Nehmt mir den Geigentasten, bitte, in acht! Der bleibt immer das Hauptstück! Wenn mal nichts mehr zum Verzehen . . .“

„Herbert, da ist Papa, fall ihm um den Hals — sei lieb!“

Frau Malvine flüsterte die Begrüßungsformel hastig ihrem Sohne zu, sie hatte den Doktor aus dem Sprechzimmer treten sehen, er stand jetzt mitten auf der weiten Diele und erwartete den Sohn.

„Na, bist du da?“

„Ja, Papa, ich bin da! Mama wünscht, daß ich dich umhalte und küsse, wie ich es mit ihr mache, aber ich weiß ja, daß du solch Zeug nicht goutierst! Wie geht's dir?“

Herbert legte dem Vater, der ihn fast um Haupstlänge übernagte, beide Hände auf die Schultern und sah ihm freundlich in die Augen. Es griff ihm etwas ans Herz, der Doktor schien ihm um so viel weicher geworden seit Weihnachten, als er ihn zuletzt gesehen.

„Mich strengt die Arbeit doch schon ein wenig mehr an! Du freilich siehst mehr nach Weltreise als nach abgelegten Examina aus. Bleibe so frisch, hier kannst du es brauchen! Willkommen zu Hause, mein Junge!“

Sie traten dann alle drei in das Eßzimmer, jenseits der Diele, wo Tee, Brötchen und etwas Süßes gereicht wurde.

Als das Mädchen hinaus war, hörte man auf zu lachen und nach Nebendingen zu fragen. Der alte Sehren legte dem Sohn die Hand auf den Arm und sagte durchaus glücklich: „Verzeihe, Herbert, daß ich dich unterbreche, aber ich muß die Minute fort über Land — — wir sehen uns vielleicht nicht vor morgen bei Tisch. — — Wie stehst du denn nun mit Lauter, hast du dich ihm schriftlich erklärt?“

„Nein, Papa! Ich dachte, das hätte noch Zeit bis ich mit ihm reden könnte — — was man absprechen kann, soll man nicht schreiben — — der Kommerzienrat ist mir nicht der Mann zu einem vergnüglichen Briefwechsel. Er gefällt sich mir gegenüber in einer Rolle, die ich ihm leider nicht zugesetzen kann als erwachsener Mann — — ihr vergeht hier immer, daß man mit euch zusammen älter wird, und . . .“

Sehren runzelte leicht die Stirn, und Frau Malvine suchte unter dem Tisch mit ihrem kleinen Fuß nach des Sohnes Kniescheibe.

„Aber, Mama — meine heimliche beste Hose!“ lachte Herbert, wohl merkend, daß er sich gleich beim ersten Anlauf wieder verrannt hatte, und lenkte ein: „Also natürlich Papa, ich weiß ja, was ich zu tun habe, natürlich — — ich werde den alten Herrn nicht lange warten lassen!“

„Ich möchte aber dein Wort, mein lieber Junge, daß du morgen mittag Lauter in aller Form deinen Besuch machst, dich ihm in deiner neuen Charge vorstellst und — dich in aller Bestimmtheit und dem nötigen Takt um Dina bewirbst.“

„Also ich gebe dir meine sämtlichen Ehrenwörter, Papa, ich bin morgen um diese Zeit wohlbestallter Bräutigam.“

„Das wollen wir hoffen! Übrigens, gehe auch gleich morgen zu Würler heran — — ich weiß ja nicht, wie du deine Firma an das Haus schlagen lassen willst, nur, bitte sieh zu, daß unsere Sprechstunden nicht kollidieren. — — Wenn deine Klientel uns auch nicht gleich das Haus stürmen wird, aber es ist dann gleich für später alles im Geleise, denn — es könnte nur an dir liegen, wenn du nicht Zuspruch bekämst!“

Damit nickte Sehren Frau und Sohn zu und ging zur Tür.

Herbert war in vollständiger Erstarrung sitzen geblieben.

Er wollte endlich etwas erwidern und erhob sich — da flinkte der Doktor die Tür bereits von außen ins Schloß, gleich darauf rollte der Wagen fort. „Also ich soll hier als sein Gefangener sitzen!“

„Aber, Herbertchen — Gott, er hat nie mit mir darüber gesprochen! Ich weiß ja selbst nicht wie Vater sich das denkt, wie du mit Dina hier im Hause wohnen sollst!“

„Dina, Dina! Es scheint, ich bin ganz Nebensohne! Es droht sich hier alles nur um Dina und den Herrn Kommerzienrat! Ich pfeife auf . . .“

„So sei doch vernünftig, Herbert! So etwas macht man doch nicht von heute auf morgen! Das wird Lauter gar nicht zulassen, daß ihr hier wohnt! Ich bitte dich, für zwei Familien ist das Haus doch nicht! Soll ich etwa keine Fremdenzimmer mehr haben? Das wäre ja noch schöner! Oder sollten das etwa eure Staatszimmer werden? Lächerlich! Läßt ihn doch reden und denk dir dein Teil, sonst wird das nichts mit euch beiden!“

„Nein, Mutter, das wird auch nichts mit uns! Wenn ich schon diesen Ton höre, bei dem jeder Widerspruch von vornherein ausgeschlossen ist! Immer der Arzt: Nehmen Sie drei Schloßel davon am Tage und schlossen Sie dann sofort drei Stunden — — morgen gebe ich Ihnen einen Schenkelguß und eine Ganz-Massage, und

übermorgen reisen Sie sechs früh mit dem D-Bug nach Marienbad! Es ist zum Tollwerden!“

„Na, wenn du nur erst wieder deine Witze machst, dann ist's ja gut! Du mußt immer bedenken, er ist ja doch dein Vater, der es gut mit dir meint!“

„Ach gut!“

„Gewiß gut! Aber ehe wir weiter reden, schloße dich mal erst aus — — komm' . . .“

Sie ging mit ihm in sein altes Zimmer hinauf. Da hingen all seine alten, langen Studentenpfeifen, alle Bilder seiner Kommilitonen. Da standen seine Bücher sauber geordnet in den schwarzen Regalen. Da gab es hundert kleine Erinnerungen aus der Kinderzeit — — auch das Schränkchen, das der Großvater ihm selbst geschreinert hatte, in dem er jeden Abend, auch noch als älterer Pennäler vor dem Einschlafen etwas Süßes gefunden hatte.

Auf dem Tisch eine große japanische Schale mit köstlich duftendem Blüder, den er so liebte . . .

„Zip — top — tadellos!“ lachte Herbert. Aber dann zog er seine Mutter eine Weile stumm an sich und blickte sein Gesicht auf ihr Haar nieder: „Gute Nacht, Mutterchen! Morgen bin ich ein anderer — ich muß mich erst wieder gewöhnen!“

„Gute Nacht, Herbert! Ich schicke dir später noch etwas Solides herauf, ein Bachtobel . . .“

„Gatos!“

„Und, Herbert — — Knut Wulffen wollte dir noch guten Tag sagen kommen, aber er soll dich lieber schlafen lassen.“

„Knut? Aber, Mutter — selbstverständlich will ich ihn sofort sehen, wenn er kommt!“

(Fortsetzung folgt.)



Ein verzagt und betrübt Gewissen wieder aufzurichten ist viel mehr, denn ein Königreich erobern. Buther.

Liebesgaben im Palais August Wilhelm

Uns wird geschrieben: Jeden Dienstagnachmittag hält die Frau Prinzessin August Wilhelm Liebesgabenempfang in ihrem Palais in der Wilhelmstraße. Eine unscheinbare Zeitungsnotiz gibt davon Kunde, daß die hohe Frau zwei Stunden lang alle Spenden persönlich entgegennimmt. Über der feine Reiz dieser Minuten, die jedermann dort verweilen kann, ist wohl nur wenigen bekannt. Der grauhaarige Diener, der mit schweigamer Würde das breite Tor öffnet, noch ehe ein Zeichen des Besuchers um Einlaß bittet, sollte noch viel mehr seines Amtes zu werten haben. Und doch, ganz abgesehen von dem guten Zweck, an dem sich jeder auch mit der geringsten Gabe beteiligen sollte, wird hier die kurze Mühe, das kleine Opfer für unsere Grauen schon so reich bezahlt durch eine Fülle gewinnender Einbrüder.

Allein der Blick vom Treppenhaus durch das riesige Fenster des Hintergrundes lohnt schon den Gang. Überrascht bleibt man unwillkürlich stehen. So reizvoll fesselt dies Bild eines schier endlosen Gartens, der in allen Herbstfarben schillert und leuchtet und dabei in der Umrahmung des Fensters bei nahe unwirklich wie ein lichtes Gemälde wirkt. . . Man befindet sich nur mühsam darauf, daß man ja nicht zum Schauen gekommen ist, und steigt die breite Treppe zum ersten Stockwerk empor.

Hell sind die weichen Teppiche, weiß und licht Geländer und Wände. Nur die alten Ölbilder mahnen an steife Vergangenheit. Ganz unwillkürlich gewinnt und erwärmt der Ausdruck dieses Raumes schon das einfachste Herz, so schlicht und hell und — preußisch ist dies alles. Und daß auch keinen Augenblick ratlose Scheu in der fremden Umgebung aufkommt mag, wird man schon wieder am Treppenende von einem dieser sehr dunkel und schlicht gekleideten stummen und lautlosen Diener empfangen, die in jeder Bewegung doch so viel gravitätische, sanfte Höflichkeit haben. . .

Die Türen eines Saales sind weit zurückschlagen. Da wird die Frau Prinzessin schon am Fenster sichtbar, in vertraulichem Gespräch mit einigen Damen. Sofort bemerkt sie jeden neuen Besucher, tritt mit raschem Schritt heran, reicht jedem die Hand zur Begrüßung. Und hat gleich ein fröhliches, einfaches Wort, — einen freundlichen Dank für die Freude, die sie eigenhändig auf den großen Sammeltisch hinübergibt. Und nun ist es wieder eine tiefe Freude, um derer willen es sich allein lohnt, diesen Gang zu tun: einer so wunderbar schönen, gütigen, aufrechten Frau gegenüberzustehen, dem eigentlich dunklen, warmen und flingenden Ton dieser Stimme zu lauschen, — sich freuen an diesem prächtigen Anblick blühenden, ernsten Menschenurums, — selbst wenn die hebe Frau zufällig keine königliche Prinzessin wäre. . .

Sie weist auf den langen Tisch, auf dem die Gaben sich häufen. Was drängt sich da nicht alles! Und alles ist begehrte. Aber freilich Marmeladen und Fruchtsäfte, süßes Mus am allermeisten. Trocken schmeckt ja das Kommissbrot doch etwas langweilig. Und Butter, Speck und Fette sind da draußen an den Kampffronten seltene, wenn nicht oft ganz vergeblich ersehnte Dinge. . . Massen von eingelochtem Obst werden hinausgesandt, willkommener fast noch als Zigarren, — und immer wieder kommen sehnslüchtige Bitten um mehr. . .

Während man noch Gelegenheit hat, den weiten Raum zu mustern, in dem ein prachtvoller Küster davon zeugt, daß er ehemals keiner so ernsten Beschäftigung diente, — wohl Fröhlichkeit und festlichen Glanz in sich vereinigt sah, — mag das Ohr unwillkürlich Bruchstücke der Fragen erlauschen, die die Frau Prinzessin eingehend und herzlich an jeden einzelnen richtet. Es sind ja nur Frauen, die den Weg in das stille Palais finden. Frauen, denen jede wirklich teilnahmsvolle Frage nach ihren Angehörigen im Felde eine Wohltat ist, — ein Leuchten auf die ernsten Gesichter zaubert.

Da ist eben eine junge Frau hinausgegangen, die ihren Mann in schwerer Schlacht stehen weiß, seit zwanzig Tagen unter den Granaten. Und der Abschiedshändedruck der Prinzessin war so ernst und warm, von Frau zu Frau, aus dem alles verbindenden Ursprung der großen Sorge der Zeit. . . Die folgende Dame spricht mit dem weichen Wiener Akzent. Die Prinzessin lächelt, fragt nach dem Woher und Wohin. Da ergibt es sich, daß die kleine Wienerin, die mit eigenem Scherstein kommt, Gesellschafterin ist bei der eben gegangenen einsamen Offiziersfrau. Das klassisch schöne Gesicht der Frau Prinzessin wird ernst. Sie reicht zum Abschied die Hand, an der nicht der geringste Schmud die edle Linie stört, und ihre Stimme sagt: „Trösten Sie mir die gnädige Frau nur gut, Sie haben jetzt ein wichtiges Amt.“ Dies warme Wort der Teilnahme müssen die beiden Frauen mit nach Hause genommen haben. . .

Wer Wert darauf legt, mag sich noch an einer respektvollen Verbeugung eines Herrn freuen, der den Zutritt zu der lebensvollen Spenderin unserer Feldgrauen hütet. . . Aus der Traumstille des weißen Hauses, des herbstlichen Gartenausblicks weist der stumme Pförtner wieder den Weg in den lärmenden Alltag der Straße. Und wenn man, erfüllt von diesen Eindrücken, seines Weges zieht, muß wohl auch der Gedanke auffsteigen, daß es keine Kleinigkeit für die hohe Frau ist, bei ihren vielfachen Verpflichtungen zwei Stunden lang dort zu stehen, zu warten, zu fragen und zu danken. . . Und doch man ihr diese hingebende Liebestätigkeit für unsere Feldgrauen mit noch regerem Besuch aus allen Schichten Berlins danken müßte. Denn Geben ist Freude; niemand, der irgend dazu imstande ist, sollte es versäumen, wo sich außerdem noch Gelegenheit bietet, in so reizvollem Rahmen seine Gabe entgegengenommen zu sehen.

E. Br.



Aus der Kriegszeit.

Von Negotin bis Petrovac. Bulgarische Truppen haben, wie gemeldet wurde, Negotin erobert. Für die Tapferen, die sich den schweren Weg dahin erkämpft haben, bedeutet dies den Vorstoß in das Herz von Serbien von Nordosten her, um den deutsch-österreichischen Truppen die Hand zu reichen. 100 Jahre sind es gerade her, daß hier die Serben bei Negotin

ebenso wie bei Deligrad und an der Drina eine entscheidende Niederlage erlitten. Damals waren die Türken die Sieger, die in ihrem guten Rechte waren, denn die Serben hatten den ihnen so günstigen Balkaner Vertrag von 1812 schmäde gebrochen. Auf der andern Seite dringen deutsche Truppen auf Rasai und Ranovac vor. Letzteres ist ein Dorf von etwa 2700 Einwohnern in 520 Häusern und hat eine hübsche Peter und Paul-Kirche, zu der auch das kleinere Radurovac eingepfarrt ist. Hier kam es am Himmelfahrtstage vor 100 Jahren zu einer im Grunde unentschiedenen Schlacht zwischen Serben und Türken, die so heftig war, daß das Flüßchen Bitovnica, an dessen Ufern der wie zu homerischen Zeiten in zahllose Einzelkämpfe aufgelöste Streit tobte, „sich vom Blute rötete“. Eine traurigere Verübungtheit in Serbien selbst hat Ranovac als Sitz von Miloš erlangt, dem Künstling des ersten „Befreier“-Woivoden Miloš Obrenovic, der sich durch Brandschatzungen der Bauern gleich seinem Herrscher Obrenovic, ein Riesenvermögen erworben hatte. In Rajanac oder Raschanac ist der Mittelpunkt einer großen Mehlindustrie, die im Mlawatal außerdem noch in Petrichowac und Malo Crnié ihre Zentren hat. Interessant ist, daß hier der Großmühlenbesitzer Bailloni die Gemüsezucht durch Erfurter Samen und die Rindviehrasen durch Einführung Mürzaler Stiere verbesserte. Die einzige nächste starke Stellung der Serben für den Morava: wie Mlava-Abschnitt ist bereits Petrovac, das früher sehr wahrheitsliebend aber unpoetisch „Svinji“-Schweinedorf hieß und erst 1859 umgetauft wurde. Es ist ein Bezirkstädtchen mit reicher Mais- und Weizenkultur, bemerkenswert durch seine prächtige, fast ein Viertel der 3000 Seelen zählenden Bevölkerung ausmachende Kolonie rumänischer Walachen, deren Ansiedlung die Serbenfürsten seit Miloš Obrenovitsch tatkräftig begünstigten. Hier soll Senia Markowitsch, eine tragische Gestalt aus dem ersten serbischen Freiheitskriege im Stile Buschkins, sein Trauerlied gedichtet haben, das mit der Klage beginnt: „In dem Strom, auf dem Walle / Steht nach Belgrads Falle / Karageorge, um die Seinen / Bitter zu beweinen. / Keine Hilfe: nur Verderben, / In der Serben Heer ein Sterben . . .“ Das Bied der Verzweiflung war nicht prophetisch gemeint, aber es ist wie für den heutigen Tag geschrieben, wo das große Verderben auf dem Lande lastet und das raschlose Sterben durch das Serbenheer geht . . .

Die französischen Varietéchanspielerinnen im Kriege. In Paris und in der französischen Provinz stehen die sonst so beliebten Unterhaltungs- und Vergnügungslokale leer und sind still geworden, sofern die Behörden nicht überhaupt seit Kriegsbeginn ihre Schließung angeordnet haben. Der Krieg ist in Frankreich mit aller Härte aufgetreten und zeigt sich im täglichen Leben und auch in den sonst dem Luxus und Vergnügen huldigenden Gesellschaftskreisen deutlicher und einschneidender als bei den meisten anderen Kriegsführenden. Und ganz besonders wurden die Damen des Variétés, der Konzert-Cafés und der Kinos, die gerade in Paris im Frieden an Zahl und Bedeutung eine so große Rolle spielen, durch die kriegerischen Verhältnisse völlig aus ihrem bisherigen Leben gerissen. Wie das „Journal“ in einem „Variété und Kino“ betitelten Artikel erzählt, haben in Frankreich, vor allem in Paris, die Unterhaltungslokale leichter Art, die sog. „Cafés chantants“, der Zirkus und die Kinematographentheater sich vor allen anderen Errichtungen des großstädtischen Lebens den strengen Kriegsvorschriften beugen müssen. Die meisten Lokale, auch die besseren und die vornehmsten, mußten schon in den Tagen der Mobilisation ihre Pforten schließen, die bis herzlich noch kein einziges Mal wieder geöffnet worden sind. Und da die Zahl der Huldinnen der leichten und leichtesten Muse in Paris weit aus größer ist als in den anderen Weltstädten, ist die völlige Unterbindung des Vergnügungslabens der einstigen „Lichtstadt“ zu einem nicht leicht zu lösenden sozialen Problem geworden. Die vielen Mädchen und Frauen, die bisher auf mehr oder minder leichtfertigen Weisen ihren Unterhalt gefunden hatten, sahen sich über Nacht brotlos, dem Nichts gegenüber. Selbst jene, die in Friedenszeit ihre Einkünfte durch Mitwirken bei Filmaufnahmen zu erhöhen vermochten, sahen diese Hoffnung schwinden, da die Filmfabriken gezwungen waren, ihre Betriebe auf das äußerste zu beschränken. Die Kinos, die nur magere Einnahmen zu verzeichnen haben, behelfen sich zum größten Teile mit der Vorführung alter, vor Jahren bereits abgespielten

Films. Außerdem behindert die Einziehung fast sämtlicher Operatoren und Photographen die französische Filmindustrie in schwerstem Maße. Ein Teil der Varieté-Damen wollte sich der Krankenpflege widmen. Aber die Ausbildung der Schwestern geschieht in Frankreich nicht immer kostenlos, auch ist eine längere Lehrzeit erforderlich, und so fahnen sich die meisten gezwungen, sofort den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, um wenigstens den unumgänglichsten Tagesbedarf befriedigen zu können. Viele lehrten zu Berufen zurück, in denen sie vor Beginn ihrer Bühnenlaufbahn tätig gewesen waren. Und viele mußten, in Kleidern, die nicht immer auf angenehme Weise an den Vugus der sorglosen Friedenstage gemahnen, um Hilfe bittend an Türen klopfen, die sie sonst offen empfangen hatten; andere müssen in den Hilfskantinen essen, die für sie eingerichtet wurden. Und zahlreiche Tänzerinnen und Sängerinnen arbeiten in den Munitionsfabriken, um das Notdürftigste zu verdienen . . .

Geschosshäufige. Wer Bilder vom Kriegsschauplatz mit den Wirkungen der modernen Geschosse sieht, schüttelt oft ungläubig den Kopf, wenn er hört, wie eine einzige Granate meterdicke feste Mauerwände zerschmettert und die ganze Front eines Hauses in Trümmer legt. Und in der Tat ist es für den Nichtfachmann recht schwer, sich ein einigermaßen zutreffendes Bild von den Riesenkräften zu machen, mit denen die heutige Artillerie arbeitet. Schon die Angabe wird überraschen, daß das S-Geschoß unseres Infanterie-Gewehres an der Mündung beim Verlassen des Laufes etwa 5–6 Pferdekräfte entwiedelt, und doch ist dem so: die Anfangsenergie beträgt nicht weniger als 400 Meterkilogramm, d. h. das Geschoß entwiedelt eine Kraft, die ausreichen würde, in einer Sekunde 400 Kilogramm einen Meter oder 1 Kilogramm 400 Meter hoch zu heben. Eine Pferdekrat aber entspricht 75 Meterkilogramm! Und wie gering ist die Kraftentwicklung gegenüber der unserer Granaten. Die Mündungsenergie des 38-Zentimeter-Geschoßes beträgt bei 50 Kalibern nicht weniger wie 84 Millionen Meterkilogramm, eine Kraft, die genügen würde, das größte Schiff der Welt („Vaterland“) 280 Meter mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit vorwärts zu treiben. Oder auf andere Verhältnisse übertragen: die Kraft des Geschoßes entspricht der dreier vollbeschleunigter D-Züge, die mit einer Geschwindigkeit von 70 Kilometer in der Stunde dahinsausen. Kein Wunder, daß das Geschoß kurz vor der Laufmündung imstande ist, eine Stahlplatte von 1345 Millimeter Dicke glatt zu durchschlagen. Noch gewaltiger sind natürlich die Wirkungen der 42-Zentimeter-Mörser, über die aber genaue Angaben aus begreiflichen Gründen nicht gegeben werden können. Mit dem Kaliber des Geschoßes steigt natürlich auch die Schallwirkung des Knalls beim Abfeuern. Hierüber wird nach dem Kriege der Wissenschaft ein sehr wertvolles Material vorgelegt werden können, das zur Klärung noch mancher dunkler Punkte der Kulturstil der Schallehre dienen wird. Namentlich ist das Problem der sog. Zone des Schweigens noch sehr dunkel. Es hat sich herausgestellt, daß außer einem die Ursprungssfala des Knalls unmittelbar umgebenden Gebiets normaler Hörweite noch ein zweites viel ausgedehnteres Gebiet anormaler Hörweite vorhanden ist, das von dem ersten durch eine rund 100 Kilometer breite Zone des Schweigens getrennt ist. Man führt diese sonderbare Erscheinung auf ein Zurückgeworfenwerden der Schallstrahlen durch die Wasserstoffatmosphäre zurück, die die unteren Luftschichten der Erde umgibt. Solche Phänomene können natürlich nur mit ungeheuren Schallwellen erforscht werden, wie sie unsere Riesengeschütze im Kriege darstellen. So wurde der Knall der 42-Zentimeter-Mörser vor Antwerpen rund 400 Kilometer weit gehört; das umgebende Gebiet, in dem der Geschützbonner dunkel zu hören war, umfaßte einen Kreis von 200 Kilometer Durchmesser, der sich auf den größten Teil Belgien und einem großen Teil Hollands erstreckte. Die Einwohner dort konnten jeden einzelnen Schuß der deutschen Mörser hören, und das plötzliche Verstummen der Riesengeschüsse ließ erkennen, daß Antwerpen gefallen war. Über diesen Kreis von 200 Kilometer Durchmesser hinaus aber war nichts zu hören. In Lille vernahm man den Geschützbonner von Antwerpen ebenso wenig wie in Amsterdam und Ypern, dagegen wieder deutlich in Calais, Dover, in Lübeck und Köln. Auch über weitere Gebiete Deutschlands erstreckte sich die Zone anormaler Hörweite: so war noch in Bremen, Kassel und Straßburg der Donner der 42-Zentimeter-Ungeschüsse zu hören, ebenso im

Kanal und einem Teile der Nordsee. Der Kanonendonner der letzten großen Offensive in der Champagne und den Aragonen war auf den Bergköpfen des Odenwaldes zu vernehmen, also auf eine Entfernung von über 200 Kilometer, was ebenfalls dafür spricht, daß auf dem Ostufer des Rheins eine Zone anormaler Schallwirkung vorhanden war . . . Man sieht, der Krieg wirkt auch befruchtend und anregend auf so manches Gebiet friedlicher Wissenschaft ein. Er zerstört nicht nur, er baut auch auf.

Bulgarische Sagenweisheit. Je mehr die neuere Forschung die Volksseel der Bulgaren, den unerschöpflichen Schatz ihrer Märchen- und Sagenweisheit erschließt, um so sympathischer erscheint uns dies reichbegabte Volk des Balkan, das vor 14 Jahrhunderten unter dem Häuptling Asparuch aus seinen damaligen Söhnen an der Wolga nach dem alten Mösien, seiner heutigen Heimat, einwanderte. Bezeichnend für den frühen Bildungshunger des Volkes ist die alte Sage von der Entstehung der Tauben. Es lebten einmal Kinder eines Pfarrers, wie M. A. Tzepenkov im „Sbornik“ erzählt, die im Frühling gar viel sangen. Es waren aber keine frommen Lieder, sondern sie verfluchten ihren Vater, weil er sie nicht zum Lehrer geschickt hatte, damit sie aus Büchern lernten; sie verwünschten auch sich selbst ob ihres elenden Loses und wurden aus Baumherzigkeit in Tauben verwandelt. Vorher aber hatten sie ihrem Vater einen Fluchgesang gesungen, der in der Übersetzung von Adolf Strauss lautete: „Erblinden soll der Pfarrer, — Mag mir kein Buch er geben, — Dass ich daraus was lerne, — Damit aus mir was werde. . .“ Von scharfer Beobachtungsgabe zeugt die Erzählung von der Verteilung des Glücks unter die Völker, zu deren Verständnis man sich erinnern muß, daß sie zur Zeit der einstigen Türkeneherrschaft in der Blüte der Osmanenmacht entstanden ist. Als der Herr das Glück unter die Menschen verteilte, da kamen zuerst die Türken vor Gott, um sich ein Geschenk zu erbitten. Der Allmächtige gab ihnen aus freien Stücken die Herrschaft. Als die Bulgaren von Gottes Gnadenverleihung hörten, stellten auch sie sich ein. „Was wollt ihr haben?“ fragte diesmal der Herr. Und die Antwort ist bezeichnend für den stolzen, hochstrebenden Sinn des Volkes: „Die Herrschaft.“ Die war nun freilich fürs erste schon an die Türken fortgegeben, wie Allvater bedauernd feststellte. „Lieb seid ihr mir, Bulgaren“, sprach er, „aber das Gegebene kann ich nicht zurücknehmen; doch will ich euch etwas anderes geben: die Arbeit. Geht in Gesundheit!“ Seitdem sind die Bulgaren das fleißigste Volk unter allen Nachbarn. . . Später schlichen sich die Zigeuner ein, die nur das traurige Los abbekamen, „arm zu sein und in Mühe und Qual zu leben“; dann stolzierten die Franzosen heran, die den lieben Herrgott sehr von oben herab weidlich ablangelten, daß er die Herrschaft schon fortgegeben hätte. Sie erhielten dafür die Eitelkeit! . . . Es liegt ein tiefer Sinn in dieser Sage, ebenso wie in einer kleinen Geschichte, die die auf dem bulgarischen „kleinen Manne“ lastende Armut erläutern möchte und im Grunde auf den Ton des Goethefesten „denn alle Schuld rächt sich auf Erden“ gestimmt ist. Früher hatten es die Leute besser, aber der Zimmermann verdarb alles. Und das kam so. Er verdiente durch seine Tagesarbeit so viel, daß er abends einen wohlgefüllten Beutel Geld nach Hause nehmen konnte. Als er eines Abends wieder mit seinem Geld auf dem Heimweg war, begegnete ihm der liebe Gott und fragte: „Meister, was trägst du da in der Tasche?“ Der Zimmermann log: „Holzabfälle, damit sich meine Kinder wärmen können.“ Ärgerlich sprach der Herr: „Von nun ab sollst du auch Holzabfälle nach Hause tragen!“ Von der Zeit an ist der Zimmermann arm geworden, und wenn er sich auch den ganzen Tag abgentigt hat, bringt er abends doch bloß Holzabfälle nach Hause, um sich daran zu wärmen. . . Ähnliches besagt die auch den Türken bekannte, wohl überhaupt ursprünglich islamitische Legende, daß der Engel Gabriel den Adam pflichten lehrte; der Pfleg ging so lange von selbst, wie Adam keine Sünde begangen hatte. . . Nach mehreren Sagen schließlich, die zum Teil an die Baldusfrage der Edda und die von Firdusi bearbeitete persische Isfendiar-Sage anknüpfen, lastet auf den Bäumen des Landes ein uralter Fluch. Es ist dies die tief nachdenkliche Art und Weise, mit der sich das bulgarische Volk mit der Sünde vergangener Geschlechter, der Waldverüstung, abfindet. Über der Zukunft der Bulgaren aber leuchtet das schöne tiefe Wort, das in einer ihrer Schöpfungssagen steht: „Arbeit schuf die Welt.“